

Noah Lindholm

Leseprobe - DER
SCHÜLER DES
MEISTERS

*Wie Johannes Tauler bei Meister Eckhart
fand,
wonach wir uns sehnen*

ROMAN

Für alle, die suchen, ohne genau zu wissen, was.

Vorbemerkung

Dieses Buch ist ein Roman. Meister Eckhart und Johannes Tauler haben gelebt, Heinrich Seuse ebenfalls. Ihre Lehren in diesem Buch folgen dem, was von ihnen überliefert ist. Die Begegnungen, Gespräche und Briefe sind erfunden, im Geist dessen, was die historischen Quellen erlauben. Wer eine Biographie sucht, sollte dieses Buch zurücklegen. Wer eine Bewegung sehen will, die zwischen einem alten und einem jungen Mann durch ein größeres Stück Brot wandert, ist hier richtig.

Das Straßburger Pogrom vom 14. Februar 1349, an dem die jüdische Gemeinde der Stadt vernichtet wurde, ist ein historisches Verbrechen, an das im Roman erinnert wird. Taulers persönliche Auseinandersetzung mit diesem Tag ist erfunden, die Schuld, von der das Kapitel spricht, ist es nicht.

Eine ausführliche Auskunft darüber, was im Roman historisch belegt und was Fiktion ist, findet sich im Nachwort.

PROLOG

Der Apfel im Hof

Straßburg, im Winter des Jahres 1356

* * *

Wenn ich heute meine Hand vor mir liegen sehe, knochig, leberbraun gefleckt, mit einer Sehne, die zuckt, wenn ich nicht an sie denke, dann sehe ich auch noch eine andere Hand. Eine dünne Hand mit einem kleinen Messer. Sie schält einen Apfel.

Es ist Winter, und die Pest geht in der Stadt um. Ich bin sechsundfünfzig Jahre alt. Ich predige nicht mehr jeden Tag. Ich sitze in meiner Zelle, schreibe diesen Satz, und draußen rufen sie wieder einen Karren. Wenn das Karrenrad über das Pflaster scheppert, weiß ich, dass jemand gestorben ist. Manchmal kenne ich den Namen. Manchmal nicht.

Ich erzähle, weil ich Angst habe, dass das, was ich gesehen habe, mit mir verschwindet, wenn ich es nicht aufschreibe. Nicht von mir will ich erzählen, jedenfalls nicht zuerst. Ich erzähle von einem Apfel.

* * *

Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, und ich hatte den Regen satt.

Vier Tage Reise mit Bruder Konrad, der zu wenig sprach, von Straßburg über Mainz nach Köln, und an jedem dieser Tage war Wasser zwischen mir und der Welt. Wasser in der Kutte, im Stiefel, in den Augen. Mein linker Stiefel hatte ein Loch, das so klein war, dass ich es nicht sehen konnte, aber so groß, dass jeder Schritt einen kleinen Schwapps machte. Ich hatte aufgehört, das zu verfluchen, weil mir ein gut behüteter Bruder im Studienhaus zu Mainz gesagt hatte, das sei eine Übung. Ich glaubte ihm nicht. Aber ich tat, als ob.

Die Türme von Köln tauchten aus dem Grau, als ob sie eigentlich nicht da sein wollten. Bruder Konrad sagte etwas wie endlich, aber er sagte es so leise, dass es klang, als ob er sich nicht traue, vor der Stadt zu sprechen. Wir gingen durch das Severinstor. Pflasterung ungleich. Stiefel platsch. Ich roch Pferd und Pisse und nasses Holz, und darunter, ganz fein, einen Hauch Brot.

„Pforte links“, sagte Konrad.

„Welche Pforte?“, fragte ich.

„Du wirst sie sehen.“

Ich sah keine. Ich sah eine Mauer.

Ich sage Mauer, aber ich meine: eine Mauer, die so lang war, dass ich glaubte, ich gehe an einem Berg entlang. Hofmauer eines Konvents, irgendeines Hauses der Brüder, sicher des richtigen, weil Konrad ohne Zögern weiterging. Die Kutte klatschte mir ans Bein. Ich war müde, sehnte mich nach einem Bett und einem trockenen Hemd, und vor allem nach einer Suppe, die heiß genug war, dass man sich an ihr die Lippen verbrannte.

Über die Mauer hing ein Ast. Ein Apfelbaum, glaube ich heute. Damals dachte ich nur: ein Ast.

Hinter der Mauer hörte ich Stimmen. Eine männliche, leise. Eine kindliche, scharf, mit dem Knacken in der Kehle, das Straßenkinder haben.

„Hier muss es sein“, sagte Konrad. „Geh durch. Ich melde uns später.“

Er ging weiter.

Ich blieb stehen. Ich war kein Mann, der einfach durch fremde Tore geht. Ich war ein Mann, der läutet. Aber es gab keine Glocke, nur ein angelehntes Tor aus dunklem Holz, das in den Hof führte.

Ich drückte es auf.

* * *

Was ich sah, hat mich niemals losgelassen.

Im Hof stand eine Bank aus rohem Eichenholz, die Schwarte unbehauen. Auf der Bank saß ein Ordensmann. Er war alt, aber nicht gebrechlich. Zu dünn, um stark zu wirken, und zu still, um schwach zu sein. Die Kapuze hatte er zurückgeschlagen. Unter dem schwarzen Überwurf sah ich das helle Gewand der Predigerbrüder, vom feuchten Hoflicht grau gemacht. Sein Kopf war kurz geschoren, das Haar grau, fast weiß. In der linken Hand hielt er einen Apfel. In der rechten ein kleines Messer mit einem Holzgriff. Er schälte den Apfel sehr langsam, mit einer Geduld, die mir vorkam wie eine fremde Sprache.

Vor der Bank stand ein Junge. Höchstens acht Jahre alt, eher jünger. Dürr, das Haar verklebt, das Gesicht zu klein für die Augen. Die Füße nackt. Das Pflaster muss kalt gewesen sein.

Der Bruder sagte nichts. Er schälte. Schälte, hob den Apfel kurz vor die Augen, drehte ihn eine halbe Drehung, schälte weiter. Die Schale fiel als eine einzige lange Spirale herunter, in den Kies. Sie ringelte sich, als wäre sie noch lebendig.

Der Junge sah die Spirale. Er schluckte. Ich sah, wie sein Adamsapfel arbeitete.

Der Bruder halbierte den Apfel mit einem einzigen Schnitt. Er gab dem Jungen das größere Stück.

Das war der Moment, in dem mir der Atem stockte.

Ich weiß nicht, warum. Weil das größere Stück dorthin ging, wo ich es nie hingeschickt hätte. Weil ich, der Bruder, der seit vier Tagen vom Suchen Gottes redete, gerade nicht hätte sagen können, was an dieser Geste anders war. Aber etwas war anders.

Der Junge biss. Er biss sofort. Er hatte keine Manieren. Saft lief über sein Kinn. Er kaute mit offenem Mund und machte ein Geräusch wie ein kleines Tier, das eine Beute verteidigt.

Der Bruder biss langsamer. Er sagte mit vollem Mund:

„Der Apfel weiß mehr von Gott als ich.“

Er kaute. Er schluckte. Der Junge starrte ihn an.

„Frag ihn nicht mich.“

Der Junge runzelte die Stirn. Er wischte sich mit dem Ärmel über den Mund, was den Saft nur weiter schmierte. Dann sagte er, mit der ganzen Logik seiner acht Jahre:

„Der Apfel kann nicht reden.“

Der Bruder lachte. Es war kein lautes Lachen. Es war ein Lachen, das von innen kam, eines, das nicht aus den Lungen, sondern aus den Augen kam. Er lachte, ohne den Mund weit zu öffnen, und in diesem Lachen lag etwas, das ich seit meiner Mutter nicht gehört hatte.

„Dann hör besser hin“, sagte er.

Ich wusste nicht, dass ich weinte, bis ich es schmeckte.

* * *

Ich tat einen Schritt nach vorn. Mein linker Stiefel schwappte in eine Pfütze, die ich nicht gesehen hatte. Wasser spritzte auf den Saum meiner Kutte. Der Junge hob den Kopf, sah mich an, mit nassen Apfellippen, und kaute weiter, als wäre das mein normales Aussehen.

Der Bruder drehte sich nicht zu mir um.

„Iss“, sagte er zum Jungen.

Dann, ohne den Kopf zu wenden, in einem Ton, als ob er einem Schüler sagt, wo er sein Buch findet:

„Du suchst die Pforte. Sie ist links.“

Ich blieb stehen. Mein Mund war offen. Ich hatte etwas vorbereitet, eine Frage, eine Vorstellung, eine höfliche Erwähnung meiner Herkunft. Es war wie weggeblasen.

Ich brachte heraus: „Ich, ich...“

„Geh“, sagte der Bruder.

Ich ging, ohne mich umzudrehen.

Ich ging, weil ich in dem Ton seiner Stimme keine Strenge gehört hatte und auch keine Milde. Es war keine Anweisung. Es war ein Hinweis. Wie wenn man zu einem Reisenden sagt, der Brunnen ist um die Ecke. Du nimmst es, weil es dir nützt, nicht weil du musst.

Um die Mauer herum, die linke, fand ich die Pforte mit einer Glocke aus geschwärztem Eisen. Ich läutete. Ein junger Bruder mit roten Wangen öffnete, sagte den richtigen Satz, fragte nach meinem Namen, und ich antwortete, glaube ich, etwas, was nichts mit Tauler zu tun hatte, aber das ist Jahre her, ich erinnere mich nicht mehr so recht.

Was ich noch weiß: der Geruch in der Halle drinnen, halb Wachs halb Kohlsuppe. Die Stiefel auf den Steinen, die mich an den Apfel erinnerten. Und meine Hand, die zitterte, als ich die Kutte aufhing. Die Halle war vom Kaminfeuer warm. Trotzdem bekam ich meine Finger nicht still.

* * *

Erst beim Abendgebet, in der dunklen Kirche, in der eine Reihe Kerzen am Altar zu klein war für den Raum, sah ich ihn wieder.

Er kam spät. Mit der gleichen Stille, in der er im Hof gesessen hatte. Seinen Platz im Chorgestühl nahm er links ein, der dritte von hinten. Bekreuzigte sich nicht auffällig. Senkte den Kopf, das war alles.

Der Bruder neben mir, ein dürres Geschöpf mit Pickeln am Kinn, flüsterte, ohne den Kopf zu drehen:

„Das ist der Meister.“

Ich verschluckte mich, wirklich, buchstäblich. Ich war gerade am Atmen, hatte die Lunge halb gefüllt, als das Wort Meister mir in den Hals fiel, und ich hustete in den Kuttenärmel, leise, weil man im Chor nicht hustet, aber für den Bruder neben mir hörbar genug. Er sah mich von der Seite an, mit dem leisen Triumph eines Menschen, der gerade jemanden geduzt hat.

„Magister Eckhart“, flüsterte er wieder. „Aus Hochheim.“

Ich konnte nicht antworten. Mitsingen ging nicht. Stehen schon gar nicht. Ich tat es trotzdem.

Wenn ich die Augen schloss, sah ich den Apfel.

* * *

Straßburg, 1356

Vierunddreißig Jahre später sehe ich diesen Apfel klarer als das Brot von gestern.

Heute ist Sonntag. Die Pest geht in der Stadt um. Ich habe heute Morgen einen Mann beerdigt, der Gerhard hieß. Sein Sohn hat geweint, ein Junge von etwa zehn, und wenn ich ihn weinen sah, sah ich auch den Bettlerjungen im Hof, der den Apfel mit beiden Händen gehalten hatte, als wäre er ein lebender Vogel.

Ich habe keine Predigt gehalten. Ich sagte, was ich konnte, und hörte, was er nicht sagen konnte.

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich noch immer einen Hofkies und eine Apfelschale.

Ich schreibe, weil ich glaube, dass die Wahrheit selten mit großen Worten kam. Damals kam sie mit einer Hand, einem kleinen Messer und einem Stück Apfel, das am Ende dorthin ging, wo der größere Hunger stand.

Ich war nicht der Junge.

Ich war auch nicht der Meister.

Ich war der mit dem Stiefel im Wasser. Und vier Tage später, zwischen Bänken, Wachstafeln und kalten Fingern, würde mir der Meister diesen Stiefel zurückgeben, in einem Halbsatz, ohne sich umzudrehen.

Doch bis dahin musste ich noch vier Tage lang glauben, ich sei ungesehen.

KAPITEL 1

Die zweite Stunde

Drei Tage später hatte ich kaum geschlafen. In der ersten Nacht hörte ich im Schlafsaal das Atmen meiner sechs Mitbrüder und versuchte, den Apfel zu vergessen. In der zweiten versuchte ich, nicht zu vergessen, und das war noch schlimmer. In der dritten ließ ich es bleiben. Ich lag offen im Dunkeln und wartete auf die Glocke.

Die Glocke kam. Sie kommt immer.

Erste Lehrstunde im Studienhaus. Der Lehrsaal lag im westlichen Flügel, direkt über dem Speisesaal. Ich kannte den Weg seit gestern Abend, ich war einmal hochgegangen, nur um zu sehen, wie der Raum aussah, leer.

Der Raum war anders, wenn er voll war.

Er roch nach Wolle und Atem. Wolle, weil dreißig junge Männer dicht an dicht auf den langen Holzbänken saßen und feuchter Stoff im Herbst nie ganz trocken wird. Atem, weil keiner der Brüder vor der ersten Lehrstunde gefrühstückt hatte und hungriger Atem dünn riecht. Es war ein Geruch, der mich an etwas erinnerte, was ich nicht benennen konnte. Vielleicht meine Mutter, die jeden Morgen vor dem Brot in der Küche stand und die Kerze zu spät ausblies.

Ich saß in der dritten Reihe. Ich hatte kein Buch dabei. In meiner Hand lag ein Griffel aus Bein, vorn spitz, hinten flach zum Glätten.

Meine Wachstafel klebte ein wenig, weil die letzten Mitschriften noch nicht gewischt waren.

Neben mir der Bruder mit den Pickeln, dessen Namen ich inzwischen wusste: Bruder Reinhard, aus Aachen. Vor mir, in der zweiten Reihe, saß ein massiger Bruder mit roten Wangen und einer auffälligen Aufrechtheit der Schulter. Bruder Dietrich aus Lüttich, hieß er. Er hatte schon einmal in Paris studiert, sagte Reinhard. Der weiß alles, flüsterte er, und er weiß, dass er es weiß.

Ich nickte.

Die Tür ging auf.

Ich hörte die Tür, bevor ich ihn sah. Sie ging mit einem leisen Knarren, und das Knarren ging durch den Raum wie ein dünner Schnitt. Drei Atemzüge lang nichts.

Dann trat er ein.

* * *

Er trug kein Buch.

Das habe ich zuerst gesehen. In Paris hatte ich Magister gehört, die Bücher trugen wie Schilde, groß, ledergebunden, mit Einlagezetteln aus Pergament. Diese Magister liefen mit ihren Büchern hinein, als wären die Bücher ihre Familie.

Der Mann, der jetzt hereinkam, trug nichts in der Hand. Nur das helle Gewand der Predigerbrüder, den dunklen Überwurf gegen die Kälte und das kleine Messer am Gürtel, das gleiche, mit dem er den Apfel geschält hatte.

Er sah mich nicht an. Er sah niemanden an.

Der Magister näherte sich dem Lehrstuhl, einer kleinen erhöhten Stelle mit einem schweren Eichenpult. Dabei stellte er sich nicht

dahinter, sondern trat daneben, stützte sich mit der linken Hand auf die Pultkante. Dann drehte er den Kopf in den Raum, eine kleine Bewegung, mit einer Geduld, die mich an die Apfelschale erinnerte, die in den Kies gefallen war, langsam, eine Spirale.

Er sagte:

„Setzt euch.“

Niemand saß. Wir wussten nicht, dass wir aufgestanden waren. Aber als er es sagte, merkten wir es, und mit einem schlürfenden Geräusch von Holz und Wolle setzten sich dreißig junge Männer gleichzeitig.

Ich war nicht aufgestanden. Ich war einfach starr gewesen. Ich setzte mich trotzdem, ohne zu wissen, ob das ein Zeichen war oder ein Zufall.

Der Magister wartete, bis das Geräusch verstummt war.

Dann sagte er:

„Wenn ihr eine Stunde lang zugehört habt, was ihr zu wissen glaubt, kommt vielleicht eine zweite Stunde, in der ihr es nicht mehr wisst.“

Bruder Reinhard neben mir blinzelte.

„Diese zweite Stunde“, sagte der Meister, „ist die wichtige.“

Mehrere Brüder kicherten kurz. Es war ein nervöses Kichern, das schnell wieder verging. Der Meister hob die linke Hand, kaum.

„Lacht ruhig“, sagte er. „Ich lache auch oft. Wir haben mehr zu lachen als zu zittern.“

Aber er lachte nicht.

Er sah uns an, zum ersten Mal richtig, langsam, von links nach rechts, eine Spirale wie der Apfel. Sein Blick blieb an mir hängen, einen Herzschlag lang. Es war keine Erkennung. Mich sah er an wie einen unter dreißig. Aber meine Hand zitterte.

Ich schrieb auf die Wachstafel, mit der unsicheren Schrift, die man hat, wenn die Hand kühler ist als der Kopf:

erste stunde, zweite stunde, die wichtige.

Der Griffel rutschte mir aus. Die Spitze zog nur eine flache Furche ins Wachs. Ich ritzte noch einmal:

zweite stunde.

Der Meister begann zu sprechen.

* * *

Ich werde nicht versuchen, alles wiederzugeben, was er an diesem Morgen sagte. Ich kann es nicht. Selbst nach vier Jahrzehnten kann ich es nicht. Aber ich kann sagen, was passiert ist.

Er sprach Latein, am Anfang. Er sprach es so reibungslos, wie andere Brüder atmen. Er zitierte aus Augustinus, einen Satz, den ich kannte, über das Suchen Gottes. Er kommentierte ihn nicht. Er stellte ihn nur in den Raum.

Dann wechselte er ohne Vorwarnung in Volkssprache.

Das war neu für mich. Im Studienhaus zu Straßburg gab es Volkssprache nur am Markt, oder im Beichtstuhl, oder im Flüstern unter Mitbrüdern, wenn die Aufseher nicht zuhörten. Im Lehrsaal gab es Latein. Latein war die Sprache, in der man Gott dachte. Volkssprache war die Sprache, in der man hungerte.

Der Meister sagte, in einem schlichten Deutsch, das ich heute, nach so vielen Jahren, nur in moderner Form wiedergeben kann:

„Der Mensch sucht Gott. Aber Gott ist nicht etwas, was man finden kann, wie man einen Schlüssel findet, der unter einem Stein liegt. Wer Gott sucht und etwas mit Gott findet, der findet Gott nicht.“

Er schwieg. Kein Griffel ritzte. Selbst die Bank unter mir schien den Atem anzuhalten.

Er fügte hinzu, leiser:

„Wer Gott sucht, ohne etwas zu finden, der hat ihn vielleicht.“

Sein Blick traf Bruder Dietrich, der aufrecht saß, die Lippen zusammengepresst, den Griffel in der Hand, ohne zu schreiben.

Und dann, ohne Übergang, sagte der Meister auf Latein einen Satz aus dem Johannesevangelium. Er kommentierte ihn nicht. Er ging zum Pult, legte beide Hände auf die Kante, beugte sich leicht vor.

Und wiederholte, in der Volkssprache:

„Wer Gott sucht und etwas mit Gott findet, der findet Gott nicht.“

Hinter mir wisperten zwei Brüder. Ich hörte das Wort Häresie nicht, aber ich hörte das Geräusch, das das Wort Häresie macht, wenn es noch nicht gesagt ist.

* * *

Bruder Dietrich stand auf.

Ich hatte gewusst, dass er aufstehen würde. Es war mir klar gewesen, seit Reinhard mir gestern Abend zugeflüstert hatte, dass Dietrich in Paris gehört hatte, was hier passiere. Dietrich war kein Spitzel. Aber Dietrich war ein Mann, der seinen Stand verteidigte, und sein Stand war: Recht haben.

Er sagte, mit einer Stimme, die für den Lehrsaal zu laut war:

„Magister, mit Verlaub. Wenn Ihr sagt, Gott werde in der Seele geboren, wie verhindert Ihr dann, dass der einfache Hörer Schöpfer und Geschöpf verwechselt? Wo bleibt der Abstand, ohne den die Lehre fällt?“

Im Saal bewegte sich nichts. Ich hörte mein eigenes Herz, den Tropfen vom Dach draußen, der das Fensterbrett traf, und den Griffel von Bruder Reinhard, der unbeabsichtigt eine Furche zog.

Der Magister Eckhart drehte den Kopf zu Dietrich.

Er sah ihn an. Lange. So lange, dass Dietrich, der groß war und breit und der nicht wusste, was Verlegenheit war, doch leicht den Kopf neigte, wie ein Stier, der nicht weiß, warum sein Halsband plötzlich zu eng ist.

Der Meister sagte, sehr ruhig:

„Du fragst nicht aus Sorge um den Glauben. Du fragst aus Sorge um deinen Stand.“

Bruder Dietrich öffnete den Mund.

„Setz dich, Bruder.“

Dietrich blieb stehen.

„Setz dich. Nicht weil deine Frage falsch ist.“ Der Meister ließ die Hand sinken. „Sondern weil du schon weißt, was du hören willst.“

Bruder Dietrich wurde rot. Es war nicht das Rot der Wut. Es war das Rot der Scham. Ich sah es deutlich, weil ich genau hinter ihm saß, den schmalen Hals über der Kutte, und das Rot lief aus dem Nacken nach oben, langsam, wie das Wasser im Stiefel.

Er setzte sich.

Im Saal raschelte nichts. Der Meister wartete, bis selbst dieses Nichts vorbei war.

Dann sagte er, in einem milderen Ton, fast freundlich:

„Ich antworte dir trotzdem, Bruder.“

Und er antwortete.

* * *

Seine Antwort kann ich heute nicht in Latein wiedergeben, und das ist gut. Wenn ich sie in Latein wiedergebe, klingt es wie eine Lehrformel. Wenn ich sie wiedergebe, wie er sie gesprochen hat, klingt es wie ein Bild.

Er sagte:

„Stellt euch eine Lampe vor. Sie ist aus Ton gemacht, einfach, unscheinbar, vielleicht sogar angeschlagen. Sie ist nicht das Licht. Das weiß jedes Kind. Aber sie ist auch nicht nichts. Denn wenn sie offen ist, wenn Öl in ihr ist und ein Docht, dann kann sie brennen.“

Er hob die linke Hand. Er machte mit der Hand keine Geste, die etwas erklären sollte. Er legte sie nur für einen Augenblick, mit der Innenfläche nach oben, zwischen sich und uns.

„Nun frage ich euch“, sagte er. „Wird die Lampe dadurch zum Licht, dass sie brennt? Nein. Und ist sie ohne Licht schon das, wozu sie gemacht wurde? Auch nein.“

Sein Blick traf Dietrich.

„Wenn Gott das Licht ist und du die Lampe, dann bist du nicht das Licht aus dir selbst. Aber du bist auch nicht nichts. Die Lampe macht das Licht nicht. Sie empfängt es und trägt es. Und wenn sie zerbrochen ist, bleibt das Licht Licht, doch der Raum bleibt dunkel für den, der darin steht.“

Die Hand sank wieder.

„Das ist keine Häresie. Das ist eine Antwort auf die Frage, woher das Brennen kommt.“

Er hielt inne.

„Wenn du das Häresie nennst, Bruder, dann nennst du das Brennen Häresie.“

Niemand antwortete. Niemand hatte etwas zu antworten.

Bruder Dietrich starrte auf die Tischplatte vor sich. Sein Gesicht war wieder weiß, und das Weiß war keine Erleichterung. Es war das Weiß eines Mannes, der zum ersten Mal seit langer Zeit nicht das richtige Wort hat.

Ich sah es, und etwas in mir presste sich zusammen.

Aber zugleich, und das ist der Teil, den ich keinem Bruder erklären kann, der nicht da war, zugleich kam mir ein Lachen. Es war kein Lachen über Dietrich. Es war ein Lachen über die Lampe.

Ich hatte den ganzen Morgen Latein erwartet. Ich hatte Argumente erwartet. Ich hatte ein Streitgespräch erwartet, lange Sätze mit ergo und non ergo und patet quia. Stattdessen hatte mir ein Mann eine Lampe in die Hand gegeben, und ich stand jetzt da mit dieser Lampe und wusste nicht, ob ich sie tragen oder weiterreichen sollte.

Mein Griffel glitt mir aus der Hand. Er rollte über das Wachs, fiel, klapperte gegen das Holz der Bank, und blieb auf dem Boden liegen.

Ich hob ihn nicht auf.

* * *

Der Meister sprach noch eine Weile. Er sagte Sätze, die andere Brüder mitschrieben und die ich nur noch hörte. Mein Griffel lag auf dem Boden, und ich ließ ihn dort. Ich erinnere mich an einen Satz, weil er kurz war und weil er mir den Atem nahm.

Er sagte:

„Gott will in dir geboren werden. Die Frage ist nicht, ob du würdig bist. Die Frage ist, ob du leer genug wirst, es zu merken.“

Ich erinnere mich nicht, was er danach sagte. Ich erinnere mich an mein Herz, das so laut wurde, dass ich glaubte, der Bruder neben mir könne es hören. Reinhard saß neben mir und schrieb mit, sehr brav, mit einer Schönschrift, die er sich anstrebte, gerade zu halten.

Reinhard schrieb mit einer Sorgfalt, als könne eine gerade Zeile ihn vor dem schützen, was der Meister gerade gesagt hatte.

Reinhard schrieb. Ich schrieb nicht.

Ich saß und atmete.

Und während ich atmete, ging mir auf, dass das, was der Meister gerade gesagt hatte, der Apfel im Hof war. Nur jetzt mit Worten.

Er hatte den Apfel mit dem Bettlerjungen geteilt, und er hatte das größere Stück dem Hungrigeren gegeben. Jetzt teilte er Gott, und das größere Stück ging an die, die ihn am wenigsten zu fragen wagten.

Ich war einer von ihnen.

* * *

Am Ende, als ich glaubte, der Meister würde noch eine Stunde weitersprechen, hielt er plötzlich inne.

Er sah uns an. Seine Hand lag wieder am Pult.

Er sagte:

„Ich sage euch heute kein Wort mehr.“

Bruder Reinhard blickte auf, hatte den Griffel noch in der Hand. Reinhard sah aus, als hätte ihn jemand mitten im Schreiben aufgeweckt.

„Geht. Setzt euch in eine leere Kapelle. Hört dem Stein zu, wie er Gott sucht. Vielleicht lernt ihr in einer Stunde mehr, als ich euch in zwei Jahren lehren kann.“

Der Meister sah Bruder Dietrich an. Nicht streng. Wie man jemanden ansieht, dem man etwas geliehen hat, und der jetzt selber entscheiden muss, was er damit macht.

Dann ging er.

Er ging einfach. Er machte keine Verbeugung. Er nickte niemandem zu. Er ging zur Tür, durch die er gekommen war, öffnete sie, und in dem Moment, als er den Fuß über die Schwelle setzte, drehte er den Kopf nicht um.

Er sprach nur. Über die Schulter.

Seine Worte waren leise, aber sie waren für mich.

„Du warst der mit dem Stiefel im Wasser.“

Dann war er draußen.

Die Tür fiel zu mit dem gleichen leisen Knarren, mit dem sie aufgegangen war.

* * *

Ich konnte nicht antworten. Ich konnte nicht aufstehen.

Reinhard flüsterte: „Hat er dich gemeint?“

Ich nickte, ohne ihn anzusehen.

„Was war mit deinem Stiefel?“

„Später“, sagte ich.

Später. Das war ein Wort, das ich an diesem Tag oft sagen würde. Später, Reinhard. Später, Bruder Konrad, der mich abends über das Studium fragte. Später, dem Pförtner, der mir das Brot reichen wollte. Später, dem Vorgesetzten, der wissen wollte, ob ich mich gut eingelebt hatte.

Später, sagte ich an diesem Tag immer wieder, und jedes Mal meinte ich: Ich kann es noch nicht sagen.

* * *

Ich ging in die kleine Kapelle westlich vom Speisesaal. Sie war leer. Sie hatte vier Reihen Kniebänke und einen Altar mit einem dunklen Holzkreuz und einer Kerze, die nicht brannte. Der Boden war Stein, kalt, mit einer einzelnen langen Ritze entlang dem Mittelgang.

Ich kniete nicht auf der Kniebank. Ich kniete neben ihr. Auf den blanken Stein, weil ich weder ein Polster noch eine Bank verdient zu haben glaubte.

Mein linkes Knie tat sofort weh. Mein rechtes Knie tat ein paar Atemzüge später weh. Nach einer Weile fühlte ich beide Knie nicht mehr.

Aber das war nicht der Schmerz, der mich beschäftigte.

Der andere Schmerz saß höher als das Herz. Dort, wo der Atem hängen bleibt, wenn man etwas weiß und es noch nicht wissen will.

Ich weinte.

Nicht laut, nicht schluchzend, nicht so, wie meine Mutter in der Küche heulte, wenn der Vater betrunken nach Hause kam.

Ich weinte, wie es regnet, wenn niemand aufpasst. Wasser kam, und ich ließ es kommen.

Und während das Wasser kam, stand ein Satz in mir, vor dem ich mich fürchtete.

Der Satz war:

„Ich kann nicht zurück.“

* * *

Ich blieb dort, ich weiß nicht, wie lange. Vielleicht eine Stunde, vielleicht zwei. Die Kerze brannte nicht. Es war kalt. Mein Knie war eine Sache aus rotem Schmerz.

Irgendwann hörte das Weinen auf. Nicht weil ich es entschied. Sondern weil es zu Ende war.

Ich saß auf den Fersen. Ich legte die Hand auf das Knie. Mein Knie war heiß.

Ich sagte laut, in den leeren Raum:

„Verdammt.“

Es war kein frommes Wort. Es war kein dominikanisches Wort. Es war das Wort, das in mir war.

Erst danach merkte ich, dass mein Gesicht noch nass war. Ich lachte trotzdem. Trocken, kurz, einmal. Weil ich gerade in der Kapelle der Brüder verdammt gesagt hatte und wusste, dass mich keiner gehört hatte außer dem dunklen Kreuz und dem ungebrannten Docht. Und weil mir gerade durch den Kopf ging, dass der Meister vermutlich auch gelacht hätte.

Mein Bauch zuckte, und ich verstand, ohne es benennen zu können, dass ich gerade aufgehört hatte, der zu sein, der vier Tage vorher durch das Severinstor gegangen war.

Ich stand auf. Meine Knie protestierten. Ich machte einen kleinen Klagelaut, wie ein alter Mann.

In Wahrheit war ich, was ich war: zweiundzwanzig, klatschnass von innen, mit roten Knien und einem Griffel, den ich auf dem Boden des Lehrsaals zurückgelassen hatte.

Ich ging zur Tür.

In der Tür drehte ich mich noch einmal um. Ich sah den Altar, die ungebrannte Kerze. Dann verbeugte ich mich, bekreuzigte mich und sagte nichts.

Dann ging ich.

* * *

Beim Abendessen saß ich neben Reinhard. Reinhard aß langsam, weil er, wie er mir später sagte, immer Angst hatte, dass das Brot ihm im Hals stecken bleiben würde.

Er fragte nicht mehr nach dem Stiefel.

Er fragte: „Hast du verstanden, was er heute gesagt hat?“

Ich kaute. Ich schluckte.

„Nein“, sagte ich.

„Ich auch nicht“, sagte Reinhard.

Wir sahen uns an.

Reinhard lächelte. Ein kleines, schiefes Lächeln, das nicht passte zu seinen Pickeln und seinen vorsichtigen Augen.

„Ich glaube, das ist das Beste, was uns heute passieren konnte“, flüsterte er.

Ich nickte. Ich konnte nicht lächeln. Aber ich versuchte es. Es ging nicht.

Stattdessen biss ich in das Brot.

Es war ein gewöhnliches Klosterbrot, dunkel, fest, leicht versalzen, weil der Bruder Anton, der Backbruder, das Salz immer zu freigiebig nahm. Ich kaute.

Und mit dem ersten Bissen ging mir auf, dass ich heute nicht hungrig gewesen war, bis jetzt.

Jetzt war ich hungrig.

Ich kaute weiter.

* * *

Straßburg, 1356

Wenn ich heute, vierunddreißig Jahre später, an dieses erste Brot in Köln denke, dann verstehe ich, was an diesem Tag geschehen war.

Der Meister hatte wenig erklärt. Er hatte Dietrich beschämt, uns eine Lampe hingestellt und uns fortgeschickt. Erst heute begreife ich: Er hatte mich gefüttert wie den Jungen im Hof. Nicht mit Brot. Mit Hunger.

Damals hielt ich es für einen Anfang. Heute weiß ich: An diesem Morgen endete etwas in mir, das ich lange für Glauben gehalten hatte.

Ich erkannte es erst, als der Meister gestorben war, und selbst da nur teilweise. Wirklich erkannte ich es heute Morgen, als ich Gerhard beerdigte, seinen Sohn weinen sah und in diesem Jungen den Bettlerjungen aus dem Hof wiederfand. In mir selbst fand ich den Sohn, der nicht mehr weinen konnte und doch weinte.

Heute Abend werde ich diese Seiten zur Seite legen. Ich werde Brot essen. Ich werde mich gegen die Wand setzen, weil mein Rücken das Sitzen ohne Lehne nicht mehr aushält.

Und ich werde an den Meister denken: an sein kleines Messer, an seine Stimme und an den linken Stiefel mit dem Loch.

KAPITEL 2

Beginnen unter dem Birnbaum

Straßburg, im Spätwinter des Jahres 1356

* * *

Heute habe ich Brot mit Salz gegessen. Das war fast alles. Mein Magen ist nicht mehr der, der er einmal war, und mein Appetit auch nicht. Aber das Brot war frisch, das Salz war gut, und ich habe daran gedacht, wie wenig Brot man eigentlich braucht, wenn das Brot gut ist und einer da ist, der mit einem isst.

Es war keiner da heute. Bruder Jakob, der mein Essen bringt, hat sich nicht hingesetzt. Das Brett stellte er ab, sagte, ich solle gut essen, und ging. Er weiß, dass ich nicht hungrig bin. Er weiß, dass das nichts mit dem Essen zu tun hat.

Ich denke an den Birnbaum.

Ich denke an Imma, die ich an einem solchen Tag wie heute zum ersten Mal sah, vor dreiunddreißig Jahren. An die Frage, die sie stellte. Und an die Antwort, die nicht aus einem Satz bestand, sondern aus einer Hand neben ihrer Hand.

Ich erzähle, weil ich glaube, dass die einzige Form der Treue, die einem alten Mann noch bleibt, das Erzählen ist. Wenn ich schweige, vergesse ich. Wenn ich erzähle, bleibt etwas da. Für den, der es hört, nicht für mich.

Heute hört es das Pergament. Mehr weiß ich nicht.

* * *

Köln, im Frühsommer des Jahres 1323

Sieben Monate war ich in Köln, als der Meister mich zum ersten Mal mitnahm.

Es war Anfang Juni, und der Duft der Lindenblüten lag schon in der Luft, süß und schwer, vermischt mit Pferdegeruch und dem fernen Gestank der Gerber, die ihre Häute am Stadtrand trockneten. Die Sonne stand noch niedrig, doch sie wärmte bereits die Gassen. Ich hatte den Kragen meiner Kutte gelockert, weil mir heiß wurde. So dürr wie im November war ich nicht mehr. Dürr war ich noch immer, aber der Stoff fiel nicht mehr ganz so leer von meinen Schultern. Ich war auch nicht mehr derselbe.

Im Lehrsaaal schrieb ich nicht mehr alles mit. Ich hatte gelernt, dass es Sätze gibt, die man besser nicht aufschreibt, weil das Aufschreiben sie kaputt macht. Reinhard fragte mich neulich, ob ich krank sei. Ich sagte: Nein, ich bin ruhig.

Reinhard verstand nicht. Er ist ein guter Mensch. Er versteht nicht alles. Aber er schreibt mit, und das ist auch eine Form, die man wählen kann.

An diesem Morgen, gleich nach dem frühen Morgengebet, kam Bruder Konrad zu mir an den Tisch im Speisesaal. Er sagte:

„Der Meister will dich.“

Mein Löffel blieb auf halbem Weg zum Mund.

„Wo?“, fragte ich.

„In der Pforte. Geh. Sofort.“

Ich ließ den Löffel im Brei stehen.

Reinhard sah auf, sah mich an, sagte nichts.

Ich ging.

* * *

In der Pforte stand der Meister in der Kutte, mit einer kleinen Ledertasche, die er sich schräg über die Brust gehängt hatte. Er sah aus, als wollte er auf den Markt gehen. Er sah mich an, ohne zu lächeln, und sagte:

„Komm.“

„Wohin?“, fragte ich.

„Komm.“

Ich kam.

Wir gingen durch das Klostertor, dasselbe Tor, durch das ich an meinem ersten Tag in Köln getreten war, sieben Monate vorher. Ich erinnerte mich an meine klatschnasse Kutte. Ich erinnerte mich an den Stiefel mit dem Loch, den ich seitdem hatte richten lassen. Und an einen Apfel, der in einer langen Spirale auf den Kies fiel.

Der Meister ging nicht schnell.

Er ging mit der gleichen Geduld, mit der er Äpfel schälte. Eine Geduld, die nicht aus Schwäche kam, sondern aus einer Entscheidung, die er irgendwann einmal getroffen haben musste, und die er jetzt nicht mehr zurücknahm.

Wir gingen Richtung Süden. Durch enge Gassen, über einen kleinen Markt, an einem Brunnen vorbei, der leicht übergelaufen war und

zwischen den Pflastersteinen kleine Flüsse bildete, die den Schmutz der Stadt mitnahmen. Eine Frau wusch Tücher. Sie schaute uns nach.

Der Meister grüßte sie. Er nannte sie nicht beim Namen, aber er nickte ihr zu, mit einer leichten, fast unsichtbaren Bewegung des Kopfes. Sie nickte zurück.

Ich ging hinter ihm.

Ich fragte nicht.

Nach einer Weile, als wir an der Stadtmauer waren, an einem Holzhaus mit zwei Stockwerken, in dessen unterem Stockwerk ein Webstuhl klopfte, blieb der Meister stehen.

„Wir gehen zu den Beginen“, sagte er. „Ich gehe einmal in der Woche dorthin. Ich möchte, dass du mitkommst.“

„Warum?“, fragte ich.

Sein Blick traf mich. Er hatte ein leichtes Lächeln, das aus den Augenwinkeln kam und nicht ganz beim Mund ankam.

„Weil du beobachtest“, sagte er. „Und weil ich heute jemanden brauche, der beobachtet.“

In mir wurde es eng.

„Wofür?“, fragte ich.

„Du wirst sehen.“

Er drehte sich um und ging weiter.

* * *

Das Beginenhaus stand am südlichen Stadtrand, ein altes Fachwerkgebäude mit einem schiefen Dach, vor dem ein Garten lag, von einer niedrigen Mauer umschlossen, die nicht aus behauenen Stein bestand, sondern aus aufgeschichteten Feldsteinen, in deren Ritzen

Mauerpfeffer wuchs. Hühner liefen frei herum. Eine Ziege blökte aus einem Verschlag. Über allem stand, am hinteren Ende des Gartens, ein Birnbaum.

Er trug noch keine Frucht, aber das Laub war dicht und dunkelgrün, junge harte Blätter, die im Juni schon den Schatten machten, in dem die Beginen saßen. Auf dem Boden lagen ein paar Blütenblätter vom letzten Wind, hellbraun, fast Erde.

Eine Frau öffnete uns die Pforte. Sie war Mitte dreißig, hatte ein schmales Gesicht, ein graues Tuch um den Kopf, und Hände, die rot waren von der Arbeit. Sie nickte dem Meister zu wie eine, die ihn lange kennt.

„Schwester Klara“, sagte der Meister, „das ist Bruder Johannes. Er soll heute zuhören.“

Klara sah mich an. Sie sah mich kurz an, und dann sah sie weg, weil sie höflich war. Aber in dem einen Blick, mit dem sie mich angesehen hatte, hatte sie alles gesehen.

„Komm rein, Bruder Johannes“, sagte sie.

Ich folgte.

* * *

Im Garten saßen sie schon.

Sechs Frauen, auf einer langen, niedrigen Holzbank, die unter dem Birnbaum aufgestellt war. Eine alte Frau in der Mitte, vielleicht siebzig, mit einem kleinen, festen Körper und Augen, die so wach waren, dass ich erst zweimal hinschauen musste, um zu glauben, dass sie wirklich ihr Alter hatte. Eine ganz junge Frau am Ende der Bank, vielleicht vierundzwanzig, mit einem dunklen, langen Zopf, der unter dem Tuch

hervorrutschte, und einer geraden Haltung, die nichts mit Frömmigkeit zu tun hatte und alles mit Eigensinn. Zwei Frauen mittleren Alters, die ich später als Schwester Gertraud und Schwester Greta unterscheiden konnte. Und eine, die schon weinte, bevor wir saßen.

Die Weinende sagte nichts. Sie weinte still, mit gesenktem Kopf, die Hände im Schoß. Sie hieß, sagte mir Klara später, Schwester Bertrad. Ihr Mann war vor zwei Wochen am Fieber gestorben. Sie war erst seit zehn Tagen bei den Beginen. Sie wusste nicht, wo sie hingehörte.

Der Meister setzte sich auf die Bank, neben die Alte.

„Imma“, sagte er und nickte ihr zu.

„Eckhart“, sagte sie und nickte zurück.

Mehr nicht.

Ich blieb stehen, weil ich nicht wusste, wo ich sitzen sollte. Klara deutete auf einen niedrigen Schemel, der schief im Gras stand, und ich setzte mich. Mein Knie tat weh. Ich war den Weg zu schnell gegangen, weil ich den Meister nicht aus den Augen verlieren wollte.

Eine Stille setzte sich. Sie war nicht peinlich. Sie war wie eine Decke, die jemand auf einen Tisch legt, bevor das Brot kommt.

Dann sagte der Meister:

„Was wollt ihr heute? Sagt es mir.“

Niemand antwortete.

Eine Wespe flog am Birnbaum vorbei, lautlos, dann doch hörbar, weil sie an einer faulen Birne vom Vorjahr schnell hin und her surrte. Schwester Greta wischte sich eine Mücke aus dem Gesicht. Eines der Hühner gackerte hinter dem Verschlag.

Der Meister wartete.

Er wartete länger, als ein Magister eigentlich wartet. Er wartete länger, als ein Mann wartet, dem es eilig ist. Er wartete so, als wäre Warten an sich keine verlorene Zeit, sondern die einzige Zeit, die wirklich zählte.

Imma war es schließlich, die etwas sagte.

* * *

„Ich habe Angst.“

Sie sagte es ohne Vorrede. Sie sagte es nicht laut. Sie sagte es so, wie man einer alten Freundin sagt, dass die Suppe versalzen ist. Eine Feststellung, fast technisch, mit einem winzigen Beben am Ende.

„Wovor?“, fragte der Meister.

„Vorm Sterben.“

Ich erwartete, dass der Meister jetzt etwas sagen würde. Eine Tröstung. Ein Bibelwort. Einen Satz aus seinen Predigten, eine der Stellen, die ich auswendig kannte, etwas über Gottes Hand, in der wir geborgen sind. Ich wartete auf die Lehre.

Sie kam nicht.

Stattdessen sagte der Meister:

„Wovor genau hast du Angst, Imma?“

Imma öffnete den Mund. Schloss ihn wieder. Ihr fester, kleiner Körper schien zu sacken, kaum sichtbar, in sich hinein. Sie sah auf ihre Hände, die im Schoß lagen, und sie sagte:

„Davor, dass keiner da ist.“

Sie schluckte.

„Davor, dass es weh tut und keiner da ist.“

Schwester Bertrad, die schon vorher weinte, weinte jetzt lauter. Die junge Frau am Ende der Bank, die ich später als Hildgund kennenlernen würde, hob den Kopf. Sie sah Imma an, sehr direkt.

Ich beobachtete den Meister.

Er machte nichts.

Er sagte kein Wort, nickte nicht, wendete den Kopf nicht ab. Er sah Imma nur an, und sein Gesicht war so, dass ich, der ich dabei saß, ganz genau spürte, dass dies, dieses Anschauen, jetzt das Einzige war, das es geben durfte. Keine Belehrung. Keine Aufmunterung. Keine geistliche Antwort.

Ein Mann, der zuhörte.

Imma sah auf. Ihre Augen waren feucht, aber sie weinte nicht. Sie sagte:

„Vor zwanzig Jahren ist mein Mann gestorben. Er war noch jung. Er hat in der Nacht gerufen, und als ich kam, war er schon nicht mehr da, er war im Sterben. Ich habe seine Hand gehalten. Ich habe gehalten, bis sie kalt war. Und dann habe ich noch eine Stunde gehalten, weil ich nicht wusste, was sonst.“

Sie atmete tief.

„Wenn ich sterbe“, sagte sie, „will ich nicht, dass keiner meine Hand hält. Aber ich habe keinen Mann mehr, und meine Tochter ist im Norden, und ich habe Angst, dass ich allein bin in dieser Nacht.“

Eine Stille setzte sich. Sie hielt lange.

Dann sagte der Meister, und seine Stimme war so leise, dass ich mich vorbeugen musste, um sie zu hören:

„Imma, du wirst nicht allein sein.“

Sie sah ihn an.

„Woher“, sagte sie. „Woher willst du das wissen?“

Er antwortete nicht sofort. Er legte seine Hand neben ihre auf die Bank. Er berührte sie nicht. Er legte sie nur daneben, als wollte er ihr zeigen, dass eine Hand neben einer Hand sein kann, ohne dass etwas anderes geschieht.

„Weil ich es dir verspreche“, sagte er.

Etwas in mir presste sich zusammen.

Ich kannte diesen Mann jetzt seit sieben Monaten. Ich hatte ihn predigen hören. Ich hatte ihn debattieren hören. Ich hatte ihn in der Lehrstunde Bruder Dietrich zerlegen sehen, ohne den Ton zu erheben. Ich hatte gedacht, ich wisse, was er konnte.

Aber das hier hatte ich nicht erwartet.

Er gab Imma kein Bibelwort. Er gab ihr keine Theologie. Er gab ihr ein Versprechen, das ein Mann gibt, der weiß, was Versprechen kosten, und er gab es ohne Pathos und ohne Heilsanspruch, einfach so, in einem Garten, neben einer Wespe an einer faulen Birne.

Imma schluckte.

„Du“, sagte sie, „du bist auch nur ein Mensch, Eckhart. Du wirst auch nicht da sein in der Stunde.“

„Ich nicht“, sagte er. „Nein. Aber jemand wird da sein. Und der jemand bist nicht du.“

Imma starrte ihn an.

Sie öffnete den Mund. Sie schloss ihn. Sie sah auf ihre Hand auf der Bank, neben seiner. Sie atmete einmal tief durch die Nase ein, und dann durch den Mund aus, und es klang, als würde Luft aus einem Sack entweichen, der lange zugeschnürt gewesen war.

„Verdammt“, sagte sie leise.

Dann lachte sie.

Es war ein kleines, raues Lachen, halb in den Tränen, halb in der Erleichterung, und sie schüttelte den Kopf, als ob sie sich selbst nicht glaubte, und sie sagte:

„Verdammter Eckhart. Wer redet so mit einer alten Frau.“

Der Meister lächelte. Es war das erste richtige Lächeln, das ich an ihm sah. Es war kein heiteres Lächeln. Es war ein Lächeln, das aus Freundschaft kam.

„Einer, der alte Frauen mag“, sagte er.

Sie schlug ihm leicht auf die Hand.

Schwester Bertrad weinte jetzt nicht mehr. Sie hatte den Kopf gehoben. Sie sah Imma an, mit einem Staunen, das ich von Kindern kannte, wenn sie etwas sehen, das sie nicht für möglich gehalten haben.

Und ich saß auf meinem schiefen Schemel, und meine Augen brannten, und ich konnte nichts machen. In mir stieg etwas auf, das nicht wusste, ob es als Lachen oder als Weinen herauswollte. Ich sah auf den hellbraunen Rest der Blütenblätter im Gras und ließ es vorbeigehen.

* * *

Eine Weile saßen wir alle nur.

Niemand sagte etwas. Der Meister hielt seine Hand neben Immas Hand. Imma schaute hinaus auf die Hühner. Bertrad atmete langsamer. Hildgund, die junge Frau am Ende der Bank, hatte den Zopf jetzt ganz aus dem Tuch gezogen und drehte ihn unbewusst zwischen den Fingern.

Dann sagte Hildgund, ohne aufzusehen:

„Ich habe auch eine Frage.“

Der Meister wendete den Kopf zu ihr, langsam, als ob er ihn auf einer Achse drehte, die geölt sein wollte.

„Sag.“

Hildgund sah immer noch nicht auf. Sie sagte zu ihrem Zopf, leise:

„Ich liebe einen Mann.“

Sie drehte den Zopf fester um den Finger.

„Er ist verheiratet. Er hat zwei Kinder. Er weiß, dass ich ihn liebe. Er kommt manchmal hierher, weil ich ihm Brot mache. Er sieht mich an, und ich sehe ihn an, und nichts geschieht, und alles geschieht. Und ich weiß nicht mehr, was ich tun soll.“

Sie hob den Kopf.

„Was sagt der Meister Eckhart dazu?“

Es war eine harte Frage. Sie war nicht respektvoll gestellt. Sie war fast verächtlich, mit einer Spitze drin, als ob Hildgund vorher schon entschieden hätte, dass er nichts Brauchbares würde sagen können.

Ich erwartete eine Mahnung. Ich erwartete einen Verweis auf das sechste Gebot. Ich erwartete eine Erinnerung an die Pflichten ihrer Gemeinschaft.

Stattdessen fragte der Meister:

„Was sagt dir dein Hunger?“

Hildgund sah ihn an. Sie sah ihn lange an. Ihr Blick wurde scharf.

„Wer fragt nach meinem Hunger?“

„Ich frage.“

„Und wer bist du, dass du das fragen darfst?“

Sie war jetzt wütend. Es war nicht mehr nur ein Trotz. Es war eine echte, körperliche Wut. Ihre Hände hatten den Zopf losgelassen und lagen flach auf den Schenkeln, und ich sah, wie sie zitterten.

Der Meister antwortete nicht direkt.

Er sagte:

„Du musst niemandem antworten, Hildgund. Du musst nicht mir antworten. Aber wenn du dir selbst antworten willst, dann fang nicht mit dem Mann an. Fang mit deinem Hunger an. Der Mann ist nur die Maske, die er trägt.“

Hildgund schwieg. Sie schwieg eine Weile. Ihr Mund wurde dünn, und ihre Augen wurden feucht, aber sie weinte nicht. Sie atmete schneller.

In dieser Stille hörte ich nur ihren Atem und das ferne Klopfen eines Webstuhls von der Straße her. Imma legte die Hand kurz auf Hildgunds Knie. Sie hielt sie nicht lange dort. Hildgund zuckte nicht. Sie ließ sie liegen. Imma zog die Hand zurück.

Dann, plötzlich, sagte Hildgund:

„Mein Vater hat mich nie angesehen.“

Es kam aus ihr heraus, als hätte jemand einen Sack aufgerissen. Sie hatte das vorher nicht sagen wollen. Sie hatte nicht gewusst, dass sie es sagen würde. Aber jetzt war es draußen, und sie konnte es nicht mehr zurücknehmen.

„Mein Vater hat mich nie angesehen“, sagte sie noch einmal, lauter. „Er hat mich angeschaut, wenn er Befehle gab. Er hat mich angeschaut, wenn ich etwas falsch gemacht hatte. Er hat mich nie angesehen, wie ein Vater seine Tochter ansieht. Als ich vierzehn war, sagte er, ich sei zu groß für seinen Schoß. Als er starb, war es zu spät.“

Sie atmete schwer.

„Gerwig sieht mich an“, sagte sie. „Gerwig ist der Mann. Gerwig sieht mich an, wenn er hier sitzt und Brot isst. Wirklich an. Und ich merke, dass ich nicht nach Brot hungere.“

Sie atmete noch einmal, schwer.

Dann sagte sie, und ihre Stimme war jetzt ganz anders, klein, fast flüsternd:

„Es ist nicht der Mann.“

Sie schloss die Augen.

„Es ist nicht der Mann.“

Der Meister sagte nichts.

Er sah sie an, mit demselben ruhigen, vollkommen ungestörten Blick, mit dem er Imma angesehen hatte. Er gab ihr nicht recht. Er gab ihr nicht unrecht. Er hörte zu.

Hildgunds Hände lösten sich von den Schenkeln. Sie legte sie offen auf die Knie, mit den Innenflächen nach oben. Es sah aus wie eine Geste, die sie nicht plante. Ihre Hände wurden ein einfacher, leerer Raum.

Tränen liefen ihr jetzt langsam über die Wangen. Sie wischte sie nicht weg.

„Ich werde ihm sagen, dass er nicht mehr kommen soll“, sagte sie.

Sie atmete einmal flach, dann tief.

„Weil ich nicht mehr ihn meine, wenn ich ihm das sage. Mein Wollen ist noch nicht so weit.“

Der Meister nickte, einmal, kaum sichtbar.

„Du meinst dich“, sagte er.

„Ja“, sagte sie. „Ich meine mich.“

Sie atmete aus, lang.

Der Birnbaum stand still. Die Wespe war weg. Eines der Hühner gackerte. Eine Glocke schlug irgendwo in der Ferne, in der Stadt, vielleicht St. Maria, ich konnte die Kölner Glocken noch nicht gut genug auseinanderhalten.

Schwester Greta, die ältere der beiden mittleren, sagte plötzlich, in einem ganz anderen Ton:

„Eckhart, hast du Hunger?“

Es war so unerwartet, dass mehrere von uns leise lachten, halb verlegen, halb erleichtert. Imma lachte, kurz, mit dem rauen kleinen Lachen von vorher. Hildgund wischte sich endlich die Tränen ab und lachte mit, ein einziges Mal, ein kurzer Laut, fast wie ein Schluckauf.

„Ja“, sagte der Meister. „Sehr großen.“

Greta stand auf.

„Brot“, sagte sie. „Brot und Käse. Und Wasser, weil es heiß ist.“

Sie ging ins Haus.

* * *

Während Greta drinnen klapperte, lehnte sich der Meister zurück, an den Stamm des Birnbaums, der hinter der Bank wuchs. Er schloss die Augen für einen kurzen Moment. Er sah müde aus.

Ich saß noch immer auf meinem schiefen Schemel.

Mir war kalt geworden, obwohl die Sonne warm war. Ich war innerlich kalt. Ich hatte das Gefühl, einem Schnitt beigewohnt zu haben, bei dem niemand das Messer geführt hatte, und doch waren zwei Frauen verändert worden, vor meinen Augen, in einer Stunde, ohne dass ich sagen konnte, was genau geschehen war.

Imma stand auf, reckte sich, knackte hörbar im Rücken.

„Ich gehe austreten“, sagte sie und ging zum Verschlag.

Schwester Bertrad lachte zum ersten Mal an diesem Tag. Es war ein kurzes, überraschtes Lachen, halb in der Hand.

Hildgund sah mich an.

„Und du, Bruder Johannes? Hast du auch eine Frage?“

Ich erschrak. Ich hatte nicht gewusst, dass ich angesprochen werden würde. Ich öffnete den Mund. Ich brachte nichts heraus.

„Ich, ich...“, sagte ich.

Hildgund lächelte. Sehr leicht. Ohne Spott.

„Du bist auch hungrig“, sagte sie. „Aber du weißt es noch nicht.“

Etwas in mir kippte.

Ich sagte: „Vielleicht.“

„Vielleicht ist gut“, sagte sie. „Vielleicht ist ein Anfang.“

Greta kam mit einem hölzernen Brett heraus, auf dem ein dunkler runder Brotlaib lag, ein Stück gelber Käse, ein Tonkrug Wasser und sieben kleine, einfache Tonbecher.

Wir aßen.

* * *

Der Meister brach das Brot mit den Händen, nicht mit dem Messer. Er gab Imma das erste Stück, dann Bertrad, dann Hildgund, dann Klara, Gertraud und Greta. Mir das letzte.

Es war das größte Stück.

Ich sah auf das Brot in meiner Hand. Ich sah ihn an.

Er hatte mir das größte Stück gegeben.

Wie damals dem Bettlerjungen im Hof, an einem Novembertag, vor sieben Monaten.

Etwas in mir presste sich wieder zusammen.

„Iss“, sagte er, ohne mich anzusehen.

Ich biss.

Es war Roggenbrot. Fest, etwas säuerlich, mit einer dunklen Kruste, die zwischen den Zähnen knackte. Es war das beste Brot, das ich je gegessen hatte, und das stimmt nicht, weil ich besseres Brot gegessen habe, im Bischofshof in Mainz war eines, das war feiner, aber das hier war das beste, weil ich es jetzt aß, in diesem Garten, neben diesen Frauen, neben diesem Mann.

Während wir aßen, erzählte der Meister eine Geschichte.

„Ich war ein Junge“, sagte er, „vielleicht acht. Wir wohnten in Hochheim, mein Vater war Verwalter, und es gab im Garten einen Apfelbaum, der gehörte uns nicht. Er stand auf der Grenze, halb unsere Seite, halb die Seite der Witwe Bode, die böse war.“

Imma grinste. Sie kannte die Geschichte offenbar schon.

„Ich war ein guter Junge“, sagte der Meister. „Aber an einem Septembertag, an einem ganz bestimmten, war ein Apfel an einem Ast, und der Ast hing über die Grenze auf unsere Seite, und der Apfel war so rot, dass er aussah, als hätte ihn jemand bemalt.“

Er hielt einen Atemzug lang inne.

„Ich habe ihn gepflückt.“

„Ich habe gewusst, dass er nicht uns gehörte, weil der Stamm bei der Witwe stand. Aber der Ast hing auf unserer Seite. Also pflückte ich den Apfel. Ich biss hinein. Er schmeckte, wie nichts vorher und nichts danach geschmeckt hat.“

Schwester Greta lachte.

„Die Witwe Bode sah mich. Sie kam aus ihrem Haus, gerade als ich zubiss. Sie schrie. Sie schrie so, dass mein Vater aus der Stube gerannt kam. Sie sagte, sie würde mich anzeigen.“

Schwester Greta lachte noch einmal, leiser.

„Mein Vater“, sagte der Meister, „sagte zu der Witwe: Frau Bode, der Junge hat von dem Ast gegessen, der über meine Seite hängt. Das Recht ist auf seiner Seite. Aber der Junge hat dir Schmerz gemacht, weil er nicht gefragt hat. Dafür entschuldige ich mich.“

Der Meister hielt inne. Er biss in seinen Käse.

„Die Witwe ging weg. Mein Vater nahm den Apfel aus meiner Hand. Er biss selbst hinein. Er sagte: Du hattest Recht, und du hattest Unrecht. Beides gleichzeitig. Lerne, das auseinanderzuhalten. Sonst werden alle Leute deines Lebens entweder Witwe Bode oder dein Vater. Beides ist falsch.“

Der Meister kaute.

„Ich habe siebzehn Jahre gebraucht, um zu verstehen, was er meinte“, sagte er.

Er trank einen Schluck Wasser.

„Manchmal denke ich, ich habe es immer noch nicht verstanden.“

Imma lachte. Hildgund lachte. Bertrad lachte, mit einem überraschten Lachen, das selbst sie verwirrte. Klara wischte sich den Mund mit dem Ärmel ab. Gertraud und Greta sahen sich an und schmunzelten.

Und ich. Ich saß auf meinem schiefen Schemel, mit dem größten Stück Brot in der Hand, mit dem Geschmack von Roggen im Mund, mit dem Bild eines acht Jahre alten Eckhart vor Augen, der einen Apfel pflückt, den er nicht hätte pflücken dürfen. Ich lachte mit. Erst als das Lachen verebbte, merkte ich, dass meine Wangen nass waren. Erst dachte ich, niemand sähe mich. Dann merkte ich, dass Hildgund mich anschaute.

Doch jemand schaute. Hildgund schaute mich genau an, mit einem ruhigen, klaren Blick, und sie sagte zu mir, leise, sodass die anderen es nicht hörten:

„Du bist hungrig, Bruder Johannes. Hab keine Angst davor.“

Ich konnte nicht antworten.

Ich biss in mein Brot.

* * *

Auf dem Rückweg sagte der Meister lange nichts.

Wir gingen denselben Weg zurück, durch dieselben Gassen, am Brunnen vorbei, der nicht mehr überlief, weil die Frau jetzt fertig war mit dem Wäschewaschen und ihren Korb getragen hatte. Es war Mittag. Die Sonne stand hoch. Die Linden dufteten kräftiger.

Ich hatte das Gefühl, mein Kopf wäre zu klein für das, was ich gerade in ihn hineintragen wollte.

Erst kurz vor dem Klostertor blieb der Meister stehen.

Er drehte sich zu mir.

„Hast du heute gelernt?“

Ich öffnete den Mund. Ich schloss ihn. Ich sagte:

„Ich weiß nicht.“

Er nickte.

„Gut“, sagte er. „Dann hast du gelernt.“

Ich sah ihn an.

„Meister“, sagte ich.

„Ja.“

„Was war das?“

„Was war was?“

„Was du mit Imma gemacht hast. Was du mit Hildgund gemacht hast.

Das, das war keine Predigt. Das war keine Lehre. Was war es?“

Er sah mich lange an.

Er sah mich so lange an, dass ich glaubte, er würde nicht mehr antworten.

Dann sagte er, sehr ruhig:

„Ich war da.“

„Mehr nicht?“

„Mehr ist nicht nötig.“

Er ging einen Schritt weiter, dann blieb er noch einmal stehen.

„Wenn du da bist, Bruder Johannes, ohne dich vorzudrängen und ohne dich zu verbergen, dann entsteht Raum. Nicht zuerst im anderen. Zuerst in dir. Ich war da. Ich habe nichts gewollt von ihnen. Auch nicht, dass sie geheilt werden. Auch nicht, dass sie Gott finden. Nur dass sie da sein durften. Und dann war ich auch da. Und das war alles.“

Er ging weiter.

„Das ist die schwerste Lehre“, sagte er, ohne sich umzudrehen. „Sie ist so schwer, dass die meisten Brüder sie ein Leben lang umgehen. Sie nennen das dann Demut, oder Gehorsam, oder Frömmigkeit. Aber die Wahrheit ist: sie haben Angst, einfach da zu sein. Weil sie dann nichts mehr sind, was sie sich ausgedacht haben.“

Er klopfte an die Pforte. Bruder Konrad öffnete.

Wir traten ein.

* * *

Straßburg, 1356

Imma ist im Februar 1331 gestorben. Sie war achtundsiebzig. Man schrieb mir, Klara sei in der Nacht ihres Todes bei ihr gewesen. Sie hielt ihre Hand. Bertrad, die später wieder geheiratet hatte, war auch da, mit

ihrem zweiten Mann, dem Schmied. Und Hildgund, die nie geheiratet hatte und Beginenälteste geworden war, saß am Fußende und sang leise.

Drei Frauen hielten sie.

Sie war nicht allein.

Hildgund hat mir später, viele Jahre nach Immas Tod, in einem Brief geschrieben: Sie hat gewartet. Sie hat in den letzten Tagen oft gesagt, sie wartet. Wir haben gefragt, auf wen, und sie hat gesagt, auf den, von dem Eckhart gesprochen hat. Und in der Nacht, in der sie ging, hat sie kurz gelächelt. Sie hat nicht gesagt, wer da war. Aber sie hat gelächelt, und dann ist sie eingeschlafen, und dann war sie weg.

Gerwig, der verheiratete Mann, kam nicht mehr ins Beginenhaus, das ist verbürgt. Hildgund blieb. Sie wurde, wie gesagt, Älteste. Sie schrieb selbst Briefe, sehr klare, sehr knappe. Sie war eine, vor der man Respekt hatte.

Der Meister starb drei Jahre vor ihr, um 1328, fern von Köln. Wo genau, weiß ich nicht. Nur dass er weit weg war.

Ob er allein war oder nicht, weiß keiner.

Ich denke, er war nicht allein. Aber das ist mein Glaube, nicht mein Wissen.

Was ich weiß, ist dies.

An einem Junitag im Jahr 1323, unter einem Birnbaum, der keine Frucht trug und keine Blüten mehr, hat ein dünner Mann mit einer kleinen Ledertasche einer alten Frau und einer jungen Frau geholfen, ohne sich selbst für ihren Retter zu halten. Er hat eine Hand neben eine Hand gelegt, ohne sie zu berühren. Er hat eine Frage gestellt, die ein Loch in den Tag riss. Er hat eine Geschichte über einen Apfel erzählt, die niemanden lehrte, und die alle lehrte.

Und er hat einem dünnen jungen Bruder, der auf einem schiefen Schemel saß, das größte Stück Brot gegeben.

Ohne ein Wort.

Ich erinnere mich an dieses Brot heute besser als an das Brot von gestern.

Mein Magen ist alt. Meine Erinnerung hat noch immer Hunger.

Lust auf die ganze Geschichte?

Wenn dir diese Leseprobe gefallen hat, dann erfahre wie es weitergeht.
Hol dir jetzt das vollständige Buch.

**Scanne einfach den QR-Code oder nutze den Link, um direkt zur
Buchseite zu gelangen:**



[Zum Buch](#)